

Irene Vallejo
Elyssa,
Königin von Karthago

ROMAN

Aus dem Spanischen von
Kristin Lohmann und Luis Ruby

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2015 bei Editorial Contraseña,
Zaragoza, unter dem Titel ›El Silbido del Arquero‹
Copyright © Irene Vallejo Moreu, 2016
Published in agreement with Casanovas & Lynch Agency
Covermotiv: Illustration von Tina Berning
Copyright © Tina Berning

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2024
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/24/852/1
ISBN 978 3 257 07287 7

*Für meinen Vater,
der seine letzte Reise angetreten hat.*

Manche Siege sind weder ruhmreich,
noch bleiben sie in Erinnerung;
manche Niederlagen jedoch können
zur Legende werden und
durch die Legende zum Sieg.

*Ana María Matute,
Der vergessene König Gudú*

I.

Schiffbruch

Aeneas

Und heute Abend kann ich ein weiteres Mal sagen: Ich wäre beinahe gestorben. Ich habe die Planken meines Schiffes krachen hören. Der Himmel drückte uns gewaltig ins Meer, das Meer schleuderte uns himmelwärts. Dann war mir, als würden Meer und Himmel in Stücke brechen und wären nicht mehr zu unterscheiden. Als fielen wir durch von Blitzen geöffnete Spalten oder in Abgründe in den Wellentälern.

Ich verstehe noch nicht einmal, wie meine Männer es geschafft haben, mit unserem tödlich getroffenen Schiff die Küste zu erreichen. Diese Küste, die vom nächtlichen Meer aus nur ein unzugänglicher Block noch tieferer Dunkelheit war. Doch aus dem schwarzen Regen öffneten sich vor uns ein natürlicher Hafen, eine Bucht mit derart ruhigem Wasser, dass wir nicht einmal Taue brauchten, der Anker genügte.

Das Meer faucht noch immer in meinen Ohren, aber das ist nur ein Echo. Der Sturm legt sich allmählich, die Sterne spähen hervor und öffnen schmale Ritzen in den Wolken. Ich weiß, dass unsere wichtigste Aufgabe in diesem unbekanntem Land darin besteht, unser zerbrechliches Leben zu schützen, und ich weiß auch, dass ich mich als Erster aus dem Sand erheben muss, in den ich mich habe fallen lassen.

Wer von uns überlebt hat, liegt entkräftet am Boden. Ich spüre feuchte Finger an meinem Bein; sie tasten meinen Körper ab, suchen wohl die Gewissheit, dass wenigstens wir noch am Leben sind, die Gewissheit, dass dieser Strand nicht jenes Ufer ist, an dem die Toten auf den Fährmann warten, der sie in die andere Welt übersetzen wird.

»Aeneas ...«, sagt eine Stimme, die in diesem Augenblick dem Schluchzen des Windes gleicht. Mehr brauche ich nicht, um auf die Füße zu kommen.

»Hört mir zu! Hört mir alle zu!«, rufe ich, erhebe meine Stimme über den Sturmwind, der uns immer noch betäubt. »Wir haben den Krieg überlebt, diesen Wahnsinn der Menschen, und auch das Unwetter, den Wahnsinn des Meeres. Die Götter stehen weiterhin auf unserer Seite. Jetzt ist nicht die Zeit, um herumzuliegen und vor der Gefahr zu zittern, die wir bereits überwunden haben. Lasst uns ein Lager errichten, ein Feuer entzünden, das uns die Knochen wärmt, und ein Gebet für unsere Gefährten sprechen, die wir im Sturm verloren haben.«

Wir sind nun wieder eine Streitmacht. Der Sand knirscht unter unseren Schritten. Ich gebe jedem eine Aufgabe, die Verwundeten ausgenommen, erteile Befehl, Korn, Werkzeug und Waffen vom Schiff zu holen. Meine Männer knurren, schimpfen halblaut über mich, aber ich erkenne die wilde, fröhliche Tonlage in ihren Flüchen. Sie nennen mich »Hund« und »nichtswürdig«, aber in Wirklichkeit sind sie schon dabei, mir zu vergeben. Und das, obwohl wir nichts getan haben, als immer weiter zu segeln, auf der Suche nach dem Ort, an dem sich die dunkle Prophezeiung erfüllen soll, und sie kaum je die Ruhe eines Hafens genießen oder

eine Frau umarmen konnten. Trotzdem bleiben sie ihrem König treu. Ein Wort von mir, und sie stürzen sich ins Gefecht. Jetzt, da der Tod, der alle gleich macht, den Rückzug angetreten hat, gehorchen sie mir erneut.

Ja, meine Männer sind froh, weil wir noch leben. Das Meer hat keine Leichen angespült, für den Moment müssen wir niemanden beweinen. Und ein Schiffbrüchiger ist stets ein fröhlicher Mensch, wenigstens bis er innehält, um nachzudenken.

Unser Steuermann hat sich den Arm gebrochen, womöglich mehrfach. Vom Ansturm der Wellen geschüttelt kam das Schiff ins Schlingern und schleuderte ihn gegen die Reling. Er prallte ein ums andere Mal aufs Deck, war danach ganz zerschlagen. Als ich zu ihm trete, packt er meine Hand.

»Vater Aeneas!«, flüstert er. So nennen mich die jüngeren Besatzungsmitglieder.

»Du bist gerettet«, sage ich. »Wir sind gerettet.«

Aber bevor ich seine Hand loslasse, überfällt mich die Furcht, meinen einzigen Sohn nicht wiederzusehen.

»Vater Aeneas ...«

Achates, meinem treuen Freund, ist es gelungen, einen Funken vom Feuerstein aufs Brennholz und auf das nasse Laub überspringen zu lassen. Ich schaue auf das beginnende Lagerfeuer, schaue zu Achates, der mit angespannten Muskeln die Flamme nährt und schützt, schaue auf das Feuer, wie es sich windet und in der Luft entfaltet, als es endlich hochlodert. Aus diesem ersten Lagerfeuer werden andere entzündet, im Kreis, sodass ein Ring aus Hitze entsteht. Das ist unser erster Sieg über die Angst und über diese einsame Küste.

Die Wärme weckt die Erinnerung an den Hunger. Wir tragen einen Korb mit feuchtem Getreide herbei, das wir aus dem Sturm retten konnten. Geschickte Hände übernehmen die Aufgabe, es auf der Glut zu trocknen und anschließend zu mahlen. Wir haben noch Trinkwasser und auch einige Schläuche Wein aus dem ramponierten Schiff. Die Nacht wird von unseren Gerüchen durchdrungen: Essen, Brennholz, schwitzende Körper. Der weiße Rauch steigt zum Himmel auf wie ein Vogel, der seine Flügel ausbreitet und sich in der Höhe verliert. Und das bereitet mir Sorgen: Die Rauchvögel verraten unsere Anwesenheit.

Ich werde nicht zulassen, dass uns die Behaglichkeit des Lagerfeuers blind für die Gefahr macht, in der wir weiterhin schweben. Wir befinden uns in einem unbekanntem Land. In all der Zeit, die der Sturm gedauert hat, haben wir weder Himmel noch Land gesehen. Die Wolken haben einen Stern nach dem anderen ausgelöscht und uns als einziges Licht den Schaum der Wogen gelassen. Der Wind hat uns die Kontrolle über unser Schiff entrissen. Unmöglich zu erraten, welchen Ort wir erreicht haben, unter welchem Volk wir uns befinden, ob es sich um einen Küstenstrich handelt, der Seeleuten bekannt ist, oder ob er in weiterer Ferne liegt, Teil der unerforschten Welt. Wer weiß, ob wir nicht, wenn wir in den Schlaf sinken, von Händen geweckt werden, die uns packen und gefangen nehmen, oder von einem Messer an der Kehle.

Die ganze Nacht über werden Wachposten in die Dunkelheit starren, ohne zu blinzeln. Ich teile die Männer ein, gebe Waffen aus, markiere mit meinem Fuß im Sand, wo die Posten stehen sollen.

Danach ziehe ich alleine los, um das Terrain zu erkunden. Als ich das Lager hinter mir lasse, kühlt der Wind die feuchten Kleider auf meiner Haut. Das Meersalz hat Spuren an mir hinterlassen, wie die Narben des Schiffbruchs. Verstohlen schleiche ich durch die Dunkelheit. Ich will zu den Klippen gelangen, die sich ins Meer hineinziehen und so die Bucht begrenzen. Ich will am gebogenen Horizont nach den Schiffen meiner Flotte Ausschau halten, die im Sturm verloren ging. Haben die anderen Besatzungen überlebt? Und mein Sohn?

Die Bäume, die ihre Wurzeln in den Hang graben, werfen ihre Schatten ins Meer. Zweifache Dunkelheit. Die Äste zerkratzen mir das Gesicht. Ich steige weiter, taste mich vor, halte das Gleichgewicht. Endlich öffnet sich die Landschaft dem Blick. Im schwachen Licht ein leerer Himmel und ein Meer, das ihn verdoppelt. Keine Andeutung von einem Bug oder einem Mast.

Seit Anfang unserer Fahrt sind mein Sohn und ich auf Rat meiner weisesten Männer auf verschiedenen Schiffen gesegelt. Ihr seid die letzten Angehörigen des Königshauses von Troja, hieß es. Wenn es zu einem Schiffbruch kommt, haben wir bessere Chancen, dass wenigstens einer überlebt.

Ich hoffe, dass ich nicht gelebt habe, um auch noch ihn zu verlieren.

Taub vor Kälte gehe ich zurück in das Lager, das wir im Nirgendwo erbaut haben, wo meine Männer mich erwarten. Jetzt weiß ich: Selbst wenn ich mich in dieser Küstengegend zurechtfinde, bleibe ich doch verloren. Woran soll ich mich orientieren? Die gesamte bekannte Welt existiert nur noch in unseren Erinnerungen.

Anna

Meine Mutter sei eine Hexe, sagten sie. Anna, die Tochter der Zauberin, so nannten sie mich. Anna, das uneheliche Kind des Königs von Tyros. Keiner dieser Namen war gut. Deshalb will ich in See stechen und ganz weit fortsegeln, so weit, bis das Wasser all die Namen weggespült hat. Durch meine Adern hallt der Ruf des Reisens und all der Länder, die ich sehen will, wenn ich erst groß bin.

Meine Schritte führen mich immer zum Meer. Wer meinen Spuren folgt, wird unweigerlich ans Ufer gelangen.

Auch heute, als ich sah, wie die Wolken sich zusammenbrauten, bin ich losgelaufen und habe mir einen Platz zwischen den Felsen gesucht. Finstere Wolken waren das, mit olivgrünen Bäuchen, gewitterbeladenen Bäuchen. Ganz sicher waren sie schwerer als das Meer, irgendein Gott muss sie gehalten haben, damit sie nicht ins Wasser stürzen.

Ich kenne die besten Plätze, um den Wolken beim Vorbeiziehen zuzusehen, und die besten Orte, um Leute zu beobachten. Sie wissen nicht, dass ich da bin und sie mit geneigtem Kopf betrachte, nicht die Wolken und nicht die Leute. Denn ich bin flink, und ich bin leise. Dann erzähle ich Elyssa, was ich gesehen und gehört habe, und sie nennt mich ihre kleine Eule, weil mir nichts entgeht. Wenn ich mich verstecke, streife ich mir zuvor den Sand von den Fuß-

sohlen, sonst knirscht es, wenn ich auftrete, und ich werde entdeckt. Mit großen Augen ziehe ich von einem Ort zum nächsten. Weil ich immer schon wissen wollte, was sich hinter den Dingen versteckt. Und weil die Zeit so langsam vergeht und weil jeder neue Tag, der auf die Welt kommt, noch so weit entfernt ist von seiner Nacht. Vielleicht streift sich ja auch der Gott, der die Sonne über den Himmel führt, den Sand von den Fußsohlen, und vielleicht sind aus diesem Sand ja die Sterne, die wir hier unten sehen.

Die Zeit wird mir lang, während ich auf die Reise warte, die mich an eine bessere Küste bringen wird, an der bessere Menschen leben, nicht so verlogene, Menschen, denen ich vertrauen kann. Eines Tages werde ich ganz weit fort segeln, bis ich zu einem Land ohne Paläste komme, wo niemand weiß, was Verrat bedeutet.

Als sich die erste Welle an den Klippen in tausend funkelnde Partikel bricht, sitze ich zwischen den Felsen, ein Bein untergeschlagen. Das Meer türmt Wellen von der goldenen Farbe des Sandes auf, den es vom Grund her aufwühlt und nach oben spült.

Als ich noch in der Stadt lebte, in der ich geboren wurde, in Tyros, sagte meine Mutter an Nachmittagen wie diesem zu mir: »Denk an die Menschen, die jetzt auf See sind.« Und das tue ich, ich denke an sie. In meinen Ohren pfeift der Wind. Und dann, plötzlich, wie aus dem Nichts, sehe ich Schiffe, mehrere Schiffe durch den Sturm taumeln.

Die Buge graben sich ins Wasser, kippen zur Seite. Die Masten, so winzig aus der Ferne, scheinen zu schaudern. Es ist kalt. Meine Knöchel sind nass. Vielleicht sollte ich

zurückgehen. Nicht, dass ich Angst habe. Es schreckt mich nicht, das aufgeblähte Meer, auch nicht das eigenartige Licht. Nichts schreckt mich so leicht.

Wie die Schiffe auf den Wellen schwanken. Manchmal bleiben sie schwebend weit oben. Ich glaube, so hoch habe ich die weißen Schaumkronen noch nie gesehen. Das Meer kommt mir hungrig vor. Auch ich habe Hunger; wenn ich jetzt zum Palast zurückgehe, bekomme ich ein Brot, und wenn ich es breche, wird es innen noch dampfen.

Vielleicht sollte ich zurückgehen, auch wenn es nicht richtig ist, die Schiffe jetzt, wo berghohe Wellen über sie hereinbrechen, allein zu lassen. Ein Weilchen bleibe ich noch, halte den Windstößen stand und der Schwermut dieses Nachmittags, bleibe bei den Schiffen, die in den Wellen taumeln, und bei meiner Mutter, die tot ist und kein Mitleid mehr haben wird mit den Seefahrern, nie wieder.

Was mögen das für Männer sein, die da gegen den Sturm ankämpfen, während das Meer über ihre Köpfe hinwegfegt? Vertriebene, so wie wir?

Die Sonne, todmüde, hat sich nun ganz zurückgezogen. Der Sturm heult, und es wird immer dunkler.

Und wenn auch sie aus Tyros kommen, weil mein Halbbruder sie gesandt hat, Elyssa zu töten, uns beide zu töten?

Woher weiß man, wann man weit genug geflohen ist?

Ich springe auf und renne zurück zum Palast.

Elyssa

Der Sturm schleicht sich in meinen Palast und krümmt die Flammen. Ein kalter Windstoß trifft mich im Nacken. Das Unwetter macht uns alle unruhig, die Hunde haben sich schon vor Stunden versteckt und zittern weit entfernt von unseren Blicken.

Ich lausche. Das Gemäuer dröhnt wie ein Riff, das von der tosenden Flut umspült wird. Doch meine Ohren, seit meiner Kindheit vertraut mit der Stimme des Meeres, nehmen Pausen wahr in der Wut des Sturms. Bald wird wieder Ruhe einziehen.

Spinnend und webend sitzen meine Sklavinnen auf ihren Schemeln. Das Feuer fängt goldene und grüne Reflexe ein auf ihrer schwarzen Haut.

Ein Wächter erscheint auf der Türschwelle. Er ist vertraut mit den üblichen Respektsbekundungen. Aus der Ferne, den Blick auf den Boden gerichtet, sagt er:

»Ich bringe Neuigkeiten, meine Königin. Die Schiffe der heute Morgen gesichteten fremden Flotte wurden vom Sturm überrascht und sind an unseren Küsten angelandet. Das Meer hat die Körper der Schiffbrüchigen ausgespuckt, manche tot, manche lebendig. Männer und Schiffe sind schwer angeschlagen, doch sie könnten gefährlich sein. Wir erwarten Befehle.«

»Berufe den Rat ein.«

Dem Rat gehören die vier besten Krieger meiner Stadt an. Um ihrer Eitelkeit Genüge zu tun, habe ich ihnen klangvolle Titel gegeben: Schild der Königin, Dolch der Königin, Bogen der Königin und Wurfspieß der Königin. Ich wählte die vier unter den stärksten und treuesten Kriegern meines Vaters aus. Über Jahre hinweg, seit wir die Grundsteine unserer Stadtmauer legten, haben sie mir treu gedient, doch die Zeit hat ihre Ambitionen größer werden lassen. Ich mache mir nichts vor, ich weiß, dass sie besessen sind von dem Wunsch, mich zu besitzen und den Thron zu besteigen. Jedes Mal, wenn ich sie zusammenrufe, spüre ich den fast schon schmerzhaften Druck ihrer Blicke auf meinen Augen und meinem Körper. Bisher haben sie es nicht gewagt weiterzugehen. Keiner will die anderen herausfordern, nur deshalb erhebt niemand offen Anspruch auf mich als verwitwete Königin, auf meine Hand und mein Bett. Nur durch die Balance dieser ebenbürtigen Rivalität bin ich im Moment noch frei.

Ich warte auf sie. Jetzt, in diesem Augenblick, klopfen meine Gesandten wohl an die Türen ihrer Häuser, wo ein jeder von ihnen, so stelle ich es mir vor, bei einer Dienerin liegt und sich auf seine grobe Art an ihr erfreut, mit routinierter Schroffheit. Doch sobald sie den Palast betreten, werden sie ein Labyrinth aus Lügen spinnen. Meine Männer verstecken sich vor mir, ohne Not, aus reiner Gewohnheit. Oder vielleicht sind sie auch nur nicht in der Lage, zu mir zu sprechen, wie sie zu einem König sprechen würden, wie sie in Tyros zu meinem Vater sprachen. Vielleicht kennen sie auch nur die Sprache der Kameradschaft, und alles

andere ist Heuchelei. Denn weder meine Berater noch meine Krieger äußern vor mir, was sie eigentlich antreibt: Ehrgeiz, Angst, körperliche Lust, der Traum von Macht und Größe.

Mein Mann sagte immer, ein guter Herrscher müsse wissen, was in den Herzen der Menschen vor sich geht. Er hat versucht, mir diese Fähigkeit beizubringen. Ob er wohl in der Lage war, auch in die Herzen seiner Mörder zu blicken?

Auf dem Weg in den Ratssaal lasse ich die Wohnräume hinter mir und durchquere den Innenhof. Zwei Wachen mit Streitäxten eskortieren mich, stoßen die Flügeltüren auf und ebnen mir den Weg. Meine Männer sind bereits angekommen, sie unterhalten sich in mürrischem oder vielleicht auch nur tragem Tonfall. Sie ahnen, dass ein Einsatz bevorsteht, dass sie Wache halten müssen, draußen in der sturmgepeitschten Nacht.

»Meine getreuen Kommandanten«, sage ich.

»Meine Königin, wir kommen von unserem Dienst am Fuße der Mauer.«

Von all meinen Beratern ist Malko, Schild der Königin, derjenige, der am besten lügt. Ich erwidere sein Lächeln.

»Mehr Ergebenheit könnte ich mir nicht wünschen.«

In der Stille des Raumes ist ihr kräftiger Männeratem wahrnehmbar, ihr Keuchen, die Anspannung. Ihre Körper verbreiten den Geruch nach herbem Sex und altem Schweiß, sie stoßen mich ab.

»Ihr fragt euch sicher, warum ich nach euch rufen ließ in dieser unfreundlichen Nacht«, fahre ich fort. »Einmal mehr bitte ich um eure Kraft und euren Schutz. Eine Flotte von Unbekannten ist an unseren Stränden angelandet. Helft

mir, die Zeichen zu deuten und eine weise Entscheidung zu treffen.«

»Meine Königin«, erwidert Safat, der Dolch, »die Fremden könnten friedliche Händler sein oder herzlose Seeräuber. Es ist zu früh, das zu entscheiden.«

Friedliche Händler oder herzlose Seeräuber ... Meine Krieger sind so unbeugsam in ihrer Sprache. Wir dagegen wurden in eine Kultur von Kaufleuten hineingeboren, wir sind Söhne und Töchter des Meeres, wir wissen, dass auch der kühnste Kaufmann bei der ersten Gelegenheit zum Seeräuber wird. Alle wissen das. Und keine andere Ware ist so begehrt wie Sklaven; wenn eine Besatzung aus Kaufleuten nahe der Küste segelt und eine junge Stadt wie unsere erspäht, mit noch unfertigen Mauern, dann wird sie sich gleich einem Adler auf sie stürzen und alles geben, um unsere jungen Männer und unsere Frauen zu packen, sie mit Gewalt auf ihr Schiff zu verschleppen und auf den Märkten einer größeren Stadt zu verkaufen. Wenn ich eines mit aller Macht möchte, dann, mein Volk vor diesem schmerzhaften Schicksal zu bewahren.

»Du hast recht, es ist zu früh, das zu entscheiden«, erwidere ich. »Doch mein Herz, das Herz einer Frau, macht sich Sorgen um mein Volk.«

»Lasst uns einen Feldzug gegen die Eindringlinge planen«, schlägt Ahiram, Wurfspieß der Königin, vor, mit pochendem Herzen angesichts des bevorstehenden Kampfes. Eine Narbe entstellt den Saum seiner Lippen, wodurch der Mundwinkel verlängert scheint: der Schatten eines verstörenden Lächelns, für immer offengelegt durch den Schnitt eines Messers.

»Aber wenn ihr euch entfernt von der Stadt – bleiben wir dann nicht ohne den Schutz eurer unbezwingbaren Schwerter zurück? Was, wenn wir während eures Feldzugs angegriffen werden?«, frage ich.

»Meiner Meinung nach, meine Königin, sollten wir die Wachen verstärken und unsere Stadt so unbeugsam verteidigen, wie ein Geizkragen sein Vermögen bewacht«, meint Elibaal, Bogen der Königin.

»Nun gut«, sage ich, »ich vertraue euch. Ihr habt an der Seite meines Vaters gekämpft, und jetzt beschützt ihr mich mit der gleichen Liebe, die er mir einst zuteilwerden ließ. Die Wachen an den Mauern sollen verstärkt werden. Niemand reitet aus, um die Eindringlinge aufzuspüren, doch wenn sie sich uns in feindlicher Absicht nähern, dann ergreift sie. Leisten sie Widerstand, soll das ihr Ende sein. Mögen unsere Feinde Zeugen sein von der Macht der noch jungen Stadt Karthago.«

Aeneas

Der Schlaf hat mich in dieser Nacht nicht besucht, hat mir nicht die Augen geküsst. Stunde um Stunde lausche ich dem Dröhnen des Meeres, den Schritten der Wachleute, dem Knistern der Lagerfeuer. Als es Tag zu werden beginnt, im sanften Grau der Dämmerung, stehe ich auf. Meine Kleider sind klamm, ich spüre die von der Anstrengung verkrampften Muskeln, mir tut alles weh.

Ich blicke mich um. Am safrangelben Himmel zeichnen sich indigoblau die Umrisse einer fernen Bergkette ab. Am Ende der Bucht entdecke ich an den Hängen eines Vorgebirges eine Stadt, das gelbe Band ihrer Mauern. Vögel fliegen knapp über dem Boden, ihre bläulichen Schatten gleiten über den Sand.

Auf Knien am Feuer spreche ich zu den Göttern. Ich recke die Arme mit umgedrehten Handflächen gen Himmel: »Ihr Götter, wenn wir euch je mit unseren Opfern erfreut haben, wenn unsere Leiden euch etwas gelten, so hütet meinen Sohn Iulus und macht, dass ich ihn wiederfinde. Wenn ihr mir diesen Wunsch erfüllt, verspreche ich: Sobald ich den Ort der Prophezeiung erreiche, werde ich zu euren Ehren einen großen Tempel errichten.« Ich gieße Wein aus und beobachte, wie der Sand ihn aufsaugt, während ich zu den Mächten der Erde und der Unterwelt um Iulus' Rettung flehe.

Das Lager erwacht am Ende der unruhigen Nacht, und die Wachposten werden von ihrer Einsamkeit befreit. Das eifrige Treiben eines neuen Tages beginnt. Die schwache Sonne kommt gegen die Kälte kaum an, und wir müssen die Feuer neu schüren. Wir wärmen die Reste unserer Vorräte auf und essen schweigend, während wir uns die Gelenke reiben. Danach gebe ich Befehl, das Schiff im Schutz der Felsen zu vertäuen, an einer versteckten Stelle. Anschließend suche ich Achates.

»Mit Tagesanbruch mache ich mich auf, um die Küste zu erkunden und herauszufinden, wo wir sind und wohin die Winde unsere Gefährten verschlagen haben mögen«, sage ich.

»Ich gehe mit dir«, gibt er zurück, bereit, die Gefahr mit mir zu teilen.

Ich hülle mich in einen Umhang aus Wolfsfell. Achates und ich bewaffnen uns mit zweischneidigen Schwertern und nehmen Lanzen mit, die uns als Stützstöcke dienen werden, wenn wir über die Dünen gehen. Der Wind um uns herum formt eine Wolke aus rötlichem Staub, ein juckender Wirbel in den Augen und knirschender Sand zwischen den Zähnen. Oben kreischen die Möwen, lassen ihr Gewicht auf den böigen Luftströmen ruhen, überrascht, zerzaust von den Stößen der Brise.

Ich erkläre Achates, was ich vorhabe: Ich will mich der Stadt nähern und ein Vorgebirge finden, das freie Sicht auf die Strände im Westen bietet. Achates betrachtet aufmerksam das Gelände: den Sandnebel, die Dünen, die kargen Flecken der Büsche. Eine offene und unbekannte Fläche zu überqueren heißt sein Leben riskieren.

»Dann mal los«, antwortet er.

Wir gehen hintereinander, rasch, ganz Augen und Ohren. Der Sand verschluckt unsere Schritte. Ich bewundere Achates' schnelle, zielsichere Bewegungen. Zehn Jahre Krieg haben seinen Körper hart gemacht, haben ihn gestärkt, um sich den Winden der Welt zu stellen.

Ja, auch mich, uns alle. Wir, die wir vor Troja gekämpft haben, sind während der zehn bitteren Kriegsjahre zäh geworden. Aber Iulus? Iulus ist ein Junge, der den Frieden nie erlebt hat. Er ist in einer belagerten Stadt geboren. Sein kindliches Lärmen wurde immer wieder vom Klirren der Waffen übertönt. Was mag ihm von dieser umzingelten Kindheit in Erinnerung bleiben, wenn er einmal zum Mann wird? Und die Geheimnisse seiner Eltern – wird er sich an die erinnern? Wird das, was zwischen seiner Mutter und mir geschehen ist, für alle Zeit verschwinden, oder wird es in seiner Erinnerung Wurzeln schlagen?

Falls er überlebt. Falls es mir gelingt, ihn zu finden.

Wann hat dieses langsame Verhängnis begonnen?

Achates nähert sich auf der Suche nach Deckung einem Tamariskenstrauch. Er geht in die Hocke. Wir kauern uns hin und erholen uns vom eiligen Schritt unseres Marschs. Dann kommen wir überein, die Stadt zu umrunden. Wir sind nur noch die Strecke davon entfernt, die ein Ochsen-gespann an einem Tag pflügen könnte.

Vorsichtig richten wir uns auf. Der Wind fährt auf Knöchelhöhe in das im Sand wuchernde Unkraut. Meine Sinne sind wachsam. Schnell schreitet der Vormittag voran. Gegen den tiefblauen Himmel heben sich die Mauern ab, teilweise aus Stein, an anderen Stellen aus Lehmziegeln oder

schlichten Planken. Es ist eine junge Stadt in einer Grenzregion. Fremdlinge, die vom Meer kommen, werden hier wohl eher gefürchtet. Ob meine Männer hier Gastfreundschaft und Unterstützung gefunden haben?

Ein Schwirren in der Luft, und eine Lanze fliegt über mich hinweg und bohrt sich in den Boden. Ich ziehe den Kopf ein, weiche zurück. Da öffnen sich die Stadttore, und ein Reitertrupp kommt herausgestürmt. Sie umringen uns und schreien etwas in einer fremden Sprache. Zwei der Männer steigen ab und fesseln uns die Hände, ohne auf unsere Einwände zu achten, die sie ja auch nicht verstehen. Dann nötigen sie uns, bis zu ihrer Festung mitzugehen, und werfen uns in eine Zelle. Als die schwere Türe mit einem trockenen Geräusch ins Schloss fällt, stürzen wir ins Dunkel.